



Nationalspieler Kahn, Nowotny, Wörns, tschechischer Torschütze Baroš (in Lissabon): Expedition in die Welt der guten Mannschaften

FUSSBALL-NATIONALMANNSCHAFT

# Die Nacht von Almancil

Wochenlang hatten die Spieler von ihrer Kraft geredet, aber es fehlte an Selbstvertrauen. Tatsächlich sind sie nicht begabt genug für den Hochgeschwindigkeitsfußball dieser EM. Absurder Effekt: Rudi Völler hatte gerade angefangen, ein starker Teamchef zu sein – da trat er auch schon zurück.



Es gibt Momente, die ganze Spiele beschreiben, die alles über eine Mannschaft sagen, was zu sagen ist. Im letzten Match der deutschen Nationalmannschaft bei der EM in Portugal waren es die letzten Sekunden.

Einwurf für Deutschland, es stand 1:2 gegen Tschechien, Bernd Schneider warf den Ball nicht nach vorn, sondern nach hinten zu Jens Nowotny, und der überlegte. Setzte zu einer Flanke an. Traute sich nicht. Wollte zu Bernd Schneider zurückspielen. Schoss den Ball ins Seitenaus.

Dann war es zu Ende.

Und die deutsche Fußball-Nationalmannschaft hatte gegen ein schon fürs Viertelfinale qualifiziertes und deshalb mit neun Reservespielern angetretenes Team

der Tschechen verloren, ohne auch nur begriffen zu haben, wie armselig dieser Gegner war. Nach dem 1:1 gegen Holland hatten alle in der Mannschaft gedacht, dass sie sich nun nicht mehr blamieren könnten – es war ein Irrtum.

Die deutsche Elf war eifrig, sie war nett, aber sie war nicht gut genug für ein Turnier wie jenes von Portugal.

Das Turnier von Deco und Nuno Gomes. Das Turnier von Rooney. Dieses Turnier von Nedvěd, van Nistelrooy und Ibrahimovic, dieses Festival von Fußballern, die den richtigen Platz in perfekten Mannschaften haben, Fußballer sind das, die mit einem Tempo und einer Präzision spielen, mit einer Strategie und einer Spontaneität, wie es das in dieser Kombination bisher bei keiner Meisterschaft gab.

Rudi Völler, 44, atmete nach dem Schlusspfiff tief aus und ließ die Schultern sacken, ging zu Oliver Kahn, zu Michael

Ballack, ging in die Kurve der deutschen Zuschauer, winkte beidhändig, dann drehte er die Handflächen nach außen. Ich weiß auch nicht warum, das sagte diese Geste, Entschuldigung, sagte sie. Kein Tor wurde zum Bild, das von der deutschen EM-Elf 2004 bleiben wird, sondern diese Geste.

„Das ist unbefriedigend“, so sagte es der Teamchef anschließend, und dann korrigierte er sich: „Es ist ungenügend.“ Rudi Völler sagte das in der Pressekonferenz nach dem letzten Spiel, er saß da im offenen blauen Hemd, mit eingezogenen Schultern und sehr krumm, und dann sagte er: „Ich habe Vertrag bis 2006.“

Da wusste er längst, was er tun würde, und wenig später machte er sich auf den Weg in die Mixed Zone, dieses seltsame Gehege in den Katakomben, wo die Reporter vor den Gittern um die strategisch besten Plätze ringen und den Spielern, die



Teamchef Völler: „Es ist ungenügend“

auf dem Weg zum Bus sind, ihre Diktiergeräte entgegenrecken. Dort stand Kahn, hatte die Hände hinterm Po verschränkt, als würde gleich noch mal die Hymne gespielt, und sagte: „Junge Spieler wachsen nicht auf Bäumen.“ Und hier unten, vor der Umkleidekabine, bat Völler nun seinen Freund Horst R. Schmidt, den Generalsekretär des Deutschen Fußball-Bundes (DFB), nicht wie geplant in Lissabon zu bleiben, sondern nach Faro mitzufliegen; es gebe da etwas zu besprechen.

„Was jetzt passiert, habe ich in Gedanken tausendmal durchgespielt“, sagte er.

„Wir müssen kämpfen“, sagte einer aus der Delegation zu Völlers Kompagnon Michael Skibbe. „Nein, das müssen wir nicht mehr“, sagte Skibbe.

Um genau 1.10 Uhr Ortszeit am Donnerstagmorgen war die Mannschaft wieder im Hotel Ria Park Garden von Almancil, zwischen den Palmen und Pinien der Algarve, und nun bat Völler alle, auch Masseur und Zeugwart, in jenes Besprechungszimmer, wo er in den vergangenen zwei Wochen immer seine Erkenntnisse über den Gegner vorgetragen hatte.

\* Mit Maniche, Helder Postiga und Cristiano Ronaldo beim Viertelfinalsieg gegen England am vorigen Donnerstag in Lissabon.

Und als alle da waren, sagte er, dass es eine Menge „Defizite“ gegeben habe, dass er gleichwohl dankbar sei für das „geschlossene Auftreten“, und schließlich sagte er: „Zum Sport gehört es nicht nur, am Römer empfangen zu werden“, wie nach der Vize-Weltmeisterschaft von 2002, „auch solche Dinge gehören dazu.“

Dann gingen die jüngeren Spieler schlafen, und einige der älteren, Dietmar Hamann, Jens Jeremies und Christian Ziege, setzten sich auf die Terrasse und diskutierten das Scheitern.



Portugals Kapitän Nuno Gomes (r.)\*: Strategie und Spontaneität

Es war zwei Uhr morgens, als sich Völler, Schmidt und der DFB-Präsident Gerhard Mayer-Vorfelder an einen kargen Tisch in einem Büroraum im Erdgeschoss hockten, nur eine Flasche Wasser stand auf dem Tisch, als die drei jenes Gespräch begannen, das Völler führen wollte, unbedingt, sofort.

Es war kurz vor vier Uhr, als sie wieder herauskamen, und sofort erfuhren jene, die noch wach waren, das Wesentliche: Völler hatte gesagt, dass er zurücktreten wolle, weil er glaube, nicht mehr genügend Rückhalt zu haben – „Kredit“ nannte er das –, um mit dieser labilen Truppe ein Unternehmen von nationaler Bedeutung in Angriff zu nehmen wie die Weltmeisterschaft 2006 im eigenen Land. Mayer-Vorfelder und Schmidt hatten versucht ihn umzustimmen, wohl eher mittelmäßig heftig.

Ein bisschen Wärme hätte Völler vielleicht im Amt gehalten, aber nun war alles gesagt, alles verkorkst. Völler rief seinen Kapitän, Torwart Kahn, an; der Rest der Reisegruppe erfuhr vom Abhandenkommen des Reiseleiters nach und nach, ein paar beim Frühstück, ein paar im Bett: Sie sahen fern, um 9.30 Uhr gab es die Pressekonferenz, live aus dem 100 Meter entfernten „DFB-Medienzentrum“.

Und dort sagte Völler, wieder im offenen blauen Hemd und wieder so gekrümmt wie am Tag zuvor, dass er das Gefühl gehabt hätte, „dass es nur jemand machen kann, der unbefleckt ist“.

Es folgten die Grabreden. Mayer-Vorfelder sagte, Völler sei ein Mensch von „großer Akzeptanz“, Franz Beckenbauer sagte, Völler sei „ein wunderbarer Mensch“, und Bundeskanzler Gerhard Schröder sprach von einem Menschen, „an dessen persönlicher Integrität man nun wirklich nicht zweifeln kann“.

Das kann man nicht, aber mancher wird solche Sätze so verstehen, als meinten sie einen Trottel: sehr lieb, aber fachlich leider ungeeignet, so wie einstmals im Grundschulzeugnis: „Rudolf hat sich bemüht.“

Dieses Ende machte die Expedition der besten deutschen Mannschaft in die Welt der guten Mannschaften endgültig absurd. In Wahrheit gab es ja genau drei starke Figuren in der deutschen Nationalmannschaft: Philipp Lahm, Michael Ballack und Rudi Völler, der Teamchef jedenfalls war so stark wie nie zuvor.

Es gibt andere Gründe für das Resultat, es gibt andere Wahrheiten, zum Beispiel: Die Bundesliga hat drei lausige Jahre hinter sich, sie ist, im internationalen Maßstab, mittelmäßig. Das liegt unter anderem daran, dass die guten ausländischen Spieler nach Spanien, Italien und England gehen; und es liegt daran, dass ausländische Trainer

# „Langsam, statisch, verzweifelt“

Frankreichs Technischer Direktor Aimé Jacquet, 62, Trainer der Weltmeister-Elf von 1998, über das Ausscheiden der Franzosen, Italiener und Deutschen

**SPIEGEL:** Monsieur Jacquet, das Ausscheiden der französischen Equipe im Viertelfinale gegen Griechenland ist die bislang größte Sensation dieser EM. Haben Sie eine Erklärung für das Versagen des Titelverteidigers?

**Jacquet:** Ich kann es mir nicht erklären. Das Schlimmste ist: Wir haben verdient verloren. Wir haben – vor allem in der miserablen ersten Halbzeit – gespielt wie die Deutschen, als die gegen Tschechien ausgeschieden sind: zu langsam, zu statisch, irgendwie verzweifelt. Die Enttäuschung ist für mich noch größer als das WM-Aus vor zwei Jahren.

**SPIEGEL:** Die Spieler wirkten, als hätten sie Versagensängste, als sei das Trauma der Blamage bei der WM 2002 nie wirklich verarbeitet worden.

**Jacquet:** Ich war mir nach der Viertelfinalqualifikation sicher, dass die Mannschaft sich ins Turnier gespielt hatte. Dass sie mit dem Druck der Wiedergutmachung umgehen konnte.

**SPIEGEL:** Was hat sich verändert seit dem WM-Triumph von 1998?

**Jacquet:** Spiele wie gegen Griechenland zeigen: Jeder will Frankreich besiegen, für dieses eine große Spiel werden zusätzliche Kräfte mobilisiert. Aber es gibt auch ein mentales Problem. Die besten Franzosen spielen bei den besten europäischen Clubs. Die hatten hohe Ziele und waren bei Turnierbeginn psychisch erschöpft.

**SPIEGEL:** Dabei hatten Ihre Spieler doch im Vergleich zur letzten WM zwei Wochen mehr Vorbereitungszeit.

**Jacquet:** Ja, schon. Aber es ist einfach schwer, einen Wettbewerb zu beenden und dann den nächsten zu beginnen. Eigentlich braucht man dazwischen Urlaub. Das gleiche Problem hatten die Italiener. Als sie sich gesteigert hatten, war es zu spät und sie waren auseinander.

**SPIEGEL:** Haben wir vorigen Freitag das Ende der Ära Zinedine Zidane erlebt?

**Jacquet:** Das glaube ich nicht. Zidane und die tragenden Säulen der Mannschaft wollen bis zur WM 2006 in Deutschland weiter für die Equipe de France spielen. Das ist das, was ich weiß.

**SPIEGEL:** Während arrivierte Topstürmer wie Ihr Thierry Henry oder Spaniens Raúl enttäuschten, rückten bei



SOULOY FREDERIC / GAMMA / STUDIO X (L.); LIONEL GIRONNEAU / AP (R.)

**EM-Beobachter Jacquet, niedergeschlagene Franzosen\*:** „Ein mentales Problem“

der EM neue Gesichter ins Blickfeld – junge Offensivkräfte wie der Engländer Wayne Rooney, der Tscheche Milan Baroš, der Schwede Zlatan Ibrahimovic, der Portugiese Cristiano Ronaldo. Sind das die kommenden Weltstars?

**Jacquet:** Man wird sehen, ob sie den letzten Schritt schaffen. Die Genannten befinden sie sich gerade im Aufzug nach oben. Das ist ja auch das Schöne am Fußball: Während die einen ihren Ruf verteidigen müssen, profitieren die anderen davon, dass man sie noch nicht kennt. Und alle katapultieren sich gegenseitig wie auf einem Trampolin in die Höhe.

**SPIEGEL:** Haben es junge, freche Spieler heute leichter, sich zu profilieren, weil unbekümmertes Offensivspiel gefördert wird?

**Jacquet:** Diese Jungen werden heute viel schneller von der Gruppe akzeptiert. Es gibt nicht mehr diese Kluft zwischen den Routinierten und den Talenten. Ein Junge wie Rooney ist wagemutig, und er denkt nicht über seine Verantwortung nach. Und er hat das Recht dazu. Wir erleben hier gerade eine neue Generation, die alles schon aus dem Fernsehen kennt und der nichts verborgen bleibt. Daher sind diese Spieler früher reif. Sie sind offen.

\* Nach dem 1:0-Sieg Griechenlands im Viertelfinale gegen Frankreich am vorigen Freitag in Lissabon.

Sie sind lässig. Sie explodieren förmlich. Schauen Sie nach Schweden, nach Dänemark, nach Spanien, Sie finden diese Jungen überall.

**SPIEGEL:** Und in Deutschland?

**Jacquet:** Das Ausscheiden der Deutschen spiegelt den Zustand ihres Fußballs wider. Es mangelt an solchen jungen Typen mit ihrer Verrücktheit.

**SPIEGEL:** Die meisten anderen Teams warten mit geradlinigen Spielzügen auf, mit denen sie dribbelstarke Angreifer erreichen – der Fußball der Zukunft?

**Jacquet:** Der Trend geht zum immer einfacheren und schnelleren Spiel. Wer da den Ball nicht beherrscht, kann nicht mithalten. Die Anforderungen sind so gestiegen, dass die Spieler auch auf begrenztem Raum außergewöhnliche Aktionen zeigen müssen. Wir sehen heute den Fortschritt des Fußballs.

**SPIEGEL:** Ist beim Spieltempo jetzt die Grenze erreicht oder werden künftige Turniere noch eine Steigerung bieten?

**Jacquet:** Heute werden die Pässe bei höchster Geschwindigkeit direkt mit dem Außenrist weitergeleitet, das können fast alle. Wir haben früher gestoppt, dann einen Pass gespielt. Heute ist alles in Bewegung. Was die Grenzen betrifft: Ich finde, die setzt unser Körper. Beispielsweise kann man den Kopf nicht um 180 Grad nach hinten drehen.

INTERVIEW: JÖRG KRAMER, MICHAEL WULZINGER

kaum gefragt sind – man spricht Deutsch in der Bundesliga, und das klingt zunehmend provinziell. Ein Austausch von Trainingsmethodik und Erfahrungen findet zwar überall in Europa statt, nur an der Bundesrepublik zieht das alles vorbei: Jenes direkte Spiel, das Trainer wie Arsène Wenger oder José Mourinho in endlosen Wiederholungen üben lassen, lernen bei Arsenal London oder dem FC Porto Spieler vieler Nationen, nur keine deutschen.

Dass jahrelang der Nachwuchs nicht systematisch geschult wurde, gilt ja schon länger als gesichertes Erkenntnis. Dass dies natürlich längst korrigiert sei und bald eine Ära neuer deutscher Dominanz anbrechen würde, das galt bisher als gleichfalls gesichert; „Man muss nur Geduld haben, es dauert halt“, sagt Franz Beckenbauer.

Darum sind die Ergebnisse von Portugal so trist: In Wahrheit ist der Abstand größer denn je. „Ich zieh mir persönlich für Deutschland so einen Schuh nicht an“, sagte Bundestrainer Skibbe. Und es stimmt ja, es hat sich etwas getan, aber wie soll jemand aufholen, dessen Rivalen eine Runde Vorsprung haben und sich im gleichen Tempo bewegen?

Die Bundesliga-Trainer begriffen vor etwa sechs Jahren, wie Dreier- und Vierkette funktionieren, und die Spieler kapierten es dann auch. Aber da lernten die besten Mannschaften anderer Länder bereits, wie sich zehn Spieler, wenn sie verteidigen, in Ballnähe zusammenziehen und dann, bei Ballbesitz, übers Feld verteilen.

Als die Deutschen auch diese Neuerung verstanden und sogar schöne deutsche Worte dafür gefunden hatten („Zustellen“), gab es international schon dieses direkte Passspiel, das in Portugal vier, fünf Mannschaften weit über die anderen erhebt: rasant und trotzdem fehlerfrei. Das üben nun auch die Deutschen, und da sehen sie mit Schrecken, dass jetzt Dribbler wie der Portugiese Cristiano Ronaldo in Mode kommen, die enge Abwehrreihen allein knacken können.

Man kann sich ja freuen über forsche Fußballer wie Lahm oder Bastian Schweinsteiger oder Lukas Podolski. Der weiß zwar nicht, welchen Vornamen seine Großmutter hat („Ich sag immer Oma“), aber er kann Fußball spielen – nur nicht so wie Ronaldo oder Wayne Rooney.

Es ist also die Geschichte von Hase und Igel, und als Völler sagte, „dass es leider ein Tick zu wenig war“, und dabei ganz verloren auf die Wand am Saalende starrte, da sah er so aus, als habe er in Lissabon kapiert, dass der Gastgeber der „WM zwo-sechs“



Deutsche WM-Aspiranten Hinkel, Friedrich, Lahm, Podolski: *Wie Hase und Igel*

(Völler) in Wahrheit schon zwei Jahre vor dem Eröffnungsspiel besiegt ist.

Die Trainer Völler und Skibbe haben nicht viele Fehler gemacht in Portugal, vielleicht nur zwei.

Völler hat neulich gesagt: „Es wäre der Anfang vom Ende eines Trainers, wenn du überlegst, wen du einwechselst, damit du besser wegkommst.“ Aber genau so wechselte er am Ende ein, da spielte dann Podolski, von dem Völler nicht sehr viel hält.

Und sie schafften es nicht, diese Angst zu vertreiben, die zu 45 Minuten Lähmungs-

zustand im Spiel gegen Tschechien führte, zu Hamanns Querpässen, zu Schneiders Stillstand, zu Arne Friedrichs Vorsicht. Andere Teams wollen ein Spektakel, und dieses Spektakel wollen sie gewinnen – die Deutschen spielten, als wollten sie bloß nicht verlieren.

Aber sonst? Völler trat lässig und klar auf in Portugal, und jene, die ihm in den Talkshows nach dem Rücktritt vorhielten, er sei „zu wenig Schwein“ gewesen, zielten vorbei: Seiner Mannschaft mangelte es nicht am Willen und schon gar nicht an Disziplin, und deshalb hätte keine noch so harte Hand geholfen – es mangelte an Begabung.

Diese Mannschaft hatte das Niveau von Kroatien, sie komplettierte die Vorrunde, sie gehörte in eine B-Europameisterschaft, höher nicht. Nur Ballack war gierig darauf, Tore zu schießen, nur Lahm und er konnten mittanzen auf dieser Party des Hochgeschwindigkeitsfußballs.

Alle auswechseln? Völler warnt vor „dieser Hysterie: Alles, was jung ist und nicht schnell genug auf den Baum kommt, muss sofort in die Nationalmannschaft“. Doch es dürfte ein paar Spieler geben, die nun nach vorn rücken: Hinkel, Podolski, Schweinsteiger, Lahm, Broich, Hitzlsperger, Fahrenhorst könnten ihre Namen sein.

„Bis in zwei Jahren“, so sagt es Nationalspieler Andreas Hinkel, „kommt schon das eine oder andere Gesicht zum Vorschein, das man jetzt noch nicht kennt.“

Hinkel, 22, kam in den vergangenen Jahren dort zum Vorschein, wo der Nachwuchs eher notgedrungen eine Chance erhielt; der VfB Stuttgart hatte ja selbst für preiswerte Ausländer kein Geld. Seitdem, sagt der Verteidiger, „hat sich in der Bundes-



EM-Halbfinalist Rehhagel: *Zurück in die Siebziger?*

liga ein Trend entwickelt, verstärkt junge Spieler einzusetzen“.

Noch vor seinem 19. Geburtstag debütierte Hinkel in der Bundesliga und mit 21 Jahren in der Nationalelf. „Weil ich auf meiner Position etwas Besonderes kann, was andere vielleicht nicht können“, sagt Hinkel, „die können rechts hinten nur verteidigen.“ Er kann von rechts hinten nach rechts vorn stürmen, er kann dribbeln und flanken. „Ich übe immer nach dem Training ein paar Dribblings und Körpertäuschungen, nur so für mich“, sagt er.

Andreas Hinkel, gelernter Groß- und Außenhandelskaufmann aus Backnang, litt in Portugal noch an den Folgen eines doppelten Bänderrisses, aber er gilt als sicherer Kandidat für die WM 2006, und er brachte es vermutlich deshalb so weit, weil er in der D-Jugend, mit zehn Jahren, vom TSV Leutenbach zum Bundesligacub VfB Stuttgart gelotst wurde. Da lernte er an der Taktik-Tafel das Abwehrsystem der Viererkette kennen und das Verschieben der ganzen Mannschaft. „Bei den kleinen Vereinen in Deutschland hapert es an der Qualität der Trainer“, sagt er, „da macht es schnell mal irgendein Vater, der keine Ahnung hat.“

Fußballlehrer, die selbst einen geraden Pass hinkriegen, wären ein Anfang. Ein kundiger Bundestrainer würde gleichfalls nicht schaden.

In der letzten Pressekonferenz von Almann nannte Mayer-Vorfelder zweimal den Namen Christoph Daum, und es gab einige beim DFB, die das so deuteten, als wollte Mayer-Vorfelder es nun mit Daum versuchen, jenem Mann, der im Oktober 2000 über ein paar Gramm Kokain stolperte und sich mit einer seltsamen Mischung aus Verschwörungstheorien und Lügen („Ich tue das, weil ich ein absolut reines Gewissen habe“) selbst erledigte.

Es gab andere, die für Otto Rehhagel plädierten, der mit Griechenland Portugal schlug, Spanien trotzte, Frankreich beschämte und sensationell ins Halbfinale zog, aber was für ein Signal wäre das? Zurück in die Siebziger, wichtig is' auf'm Platz, ab heute wieder mit Ausputzer?

Sinnvoll und gleichsam zwangsläufig erscheint nur, was Ende voriger Woche die wahrscheinlichste Lösung war: dass nämlich Ottmar Hitzfeld oder „Ootmar Hittfeld“ (Mayer-Vorfelder) der neue Mann sein wird. Der will, der ist integer und zweifellos ein Staatsmann auf der Bank; „Wenn es überhaupt einer richten kann, dann nur der Ottmar“, sagte Beckenbauer.

Das war ein wenig geheuchelt, denn Bayern München hat Hitzfeld entlassen, weil Beckenbauer, Uli Hoeneß und Karl-Heinz Rummenigge davon überzeugt waren, dass Hitzfeld taktisch etwas rückständig sei. Welcher Bayern-Spieler sei unter Hitzfeld besser geworden, diese Frage und ihre Beantwortung waren entscheidend in jenen Tagen, als der Rauswurf in München beschlossen wurde.

„Es wird weitergehen, es geht ja immer weiter“, das sagte Völler, und dann war er nur noch ehemaliger Teamchef, ein paar Reporter klatschten. Rudi Völler ging genau in dem Moment, als er seine Rolle endlich gefunden hatte.

Er wirkte in seiner Dienstzeit ja gelegentlich durchaus überfordert, und als er einmal – nach einem 0:0 in Island – bei Waldemar Hartmann im ARD-Studio saß und „Dreck“ und „Scheiße“ brüllte, musste man sich ernsthaft Sorgen machen, we-



DFB-Chef Mayer-Vorfelder: Grabrede am nächsten Morgen

niger ums Vaterland, eher um Völler. Das waren Bilder, die ihn heute noch schockieren. Es gibt Leute beim DFB, die sagen, Völler wäre sogar als Europameister zurückgetreten, ganz einfach, weil er ausgebrannt sei.

Und Völler ahnte, dass sich Ausbrüche wie jener von Island vor der WM 2006 wiederholen könnten, da der Druck nicht geringer würde. Und er fürchtete sich davor.

Eine ähnliche Situation hatte auch der Teamchef Franz Beckenbauer mal; der nannte, 1986 war das, Reporter „kleine Spanferkel“. Beckenbauer hielt durch, er war auf dem Weg, ein souveräner Teamchef zu werden, 1990 wurde er Weltmeister.

Völler ist anders als Beckenbauer, er will 2006 lieber auf der Tribüne sitzen, „Ich bin ein DFB-Junge“, sagte er. Was er hätte erreichen können, wird er nicht mehr erfahren. Er verließ das Pressezentrum und berief seine letzte Mannschaftssitzung ein.

„Männer, das war's“, sagte er.

KLAUS BRINKBÄUMER, JÖRG KRAMER

RADRENNEN

## Ungeliebter Heros

Lance Armstrong will als erster Radprofi die Tour de France zum sechsten Mal gewinnen – die Franzosen fürchten die Entweihung eines nationalen Mythos.

Gebeugt sitzt er am Tisch, das blaue Hemd ist weit aufgeknöpft, vor der Brust baumelt eine Silberkette, an der ein Kruzifix und der Umriss seiner Heimat Texas als Schmuck hängen. Lance Armstrong hat einen harten Tag hinter sich, bei sengender Nachmittagshitze ist er beim Einzelzeitfahren in einer Stunde den Mont Ventoux hochgehastet, einen gefürchteten Berg, auf dessen Gipfel keine Pflanze mehr aus dem Geröll sprießt.

Oben war er nur als Fünftschnellster angekommen, ein kalkulierter Bluff, um sich nicht zu verausgaben. Das Critérium du Dauphiné Libéré, eine achttägige Etappenfahrt durch die Alpen und deren Vorland, ist für den Amerikaner das letzte und wichtigste Testrennen vor der Tour de France.

Obwohl offenkundig alles nach Plan läuft, wirkt Armstrong abends angespannt. „Ein Champion, der sich nicht fürchtet, verliert“, sagt er mit gepresster Stimme, „es ist ein permanenter Kampf.“ Die Gesichtshaut schimmert wie Wachs, darunter stechen die Wangenknochen hervor. Er sieht perfekt trainiert aus, aber älter als 32, seine Lippen sind blass, zwei Furchen verlaufen von den Nasenflügeln herab zu den Mundwinkeln.

In jedem der vergangenen fünf Jahre hat er die Tour gewonnen, ebenso häufig wie vor ihm Jacques Anquetil, Eddy Merckx, Bernard Hinault, Miguel Induráin. Die Zahl sechs jedoch ist bislang eine unüberwindliche Barriere für alle gewesen: Noch nie hat es ein Rennfahrer so oft geschafft. Für Armstrong heißt das: Entweder erlebt er in diesem Juli in Paris den größten Triumph eines Radprofis überhaupt oder seine bitterste Niederlage – dazwischen liegt nichts.

Bei der Dauphiné-Rundfahrt, nur drei Wochen vor dem Tour-Start am kommenden Samstag im belgischen Lüttich, wählte Armstrong seine Worte sorgsam, zwischen den Sätzen schwieg er nachdenklich, während seine Hände die Oberarmmuskeln massierten. Die Journalisten vor sich taxierte er mit einem durchdringenden, wimpernlosen Blick.

Die ersten Fragen waren harmlos. Wie lief's heute? Wie stark schätzt er die Konkurrenz ein? Armstrong lauerte auf das Ende der Nettigkeiten.